



Junge Liebe in einer alten Stadt

Roman von Paul Jech

Copyright by Karl Köhler & Co., Berlin • Nachdruck verboten

28. Fortsetzung.

10.

Dr. Lehmann kommt mit dem Kade an, — es scheint Tage zu geben, an denen es sogar die Bürger meiner Heimatstadt eilig haben. Frau Steinsieder und ich sitzen noch am Tisch. Der Arzt baut seine Maschine vor dem Fenster der Gaststube auf und kommt herein. „Schon gegessen?“ fragt er. „Nur gut. Und wenn Sie in Zukunft noch einmal ins Wasser fallen, dann lassen Sie sich von mir behandeln, und nicht von diesem Zimmermädchen.“

„Es ist ja schon alles vorbei. Darf ich Ihnen den berühmten Chirurgen aus München, Dr. Lehmann, vorstellen?“ frage ich Frau Steinsieder.

„Aha!“ sagt Lehmann. „Endlich einmal. Ihr Gatte hat die Fakultät gewechselt. War mal Corpsbruder von mir. Tempora mutantur . . . Aber Sie verzeihen, gnädige Frau — ich muß Herrn Scheffler entführen.“

„Zur Untersuchung?“ fragt sie.

„Reinlich als das! Eine ältere und gelähmte Frau wünscht ihn zu sprechen. Sie bildet sich plötzlich ein, ihr Ende zu spüren.“

Ich stehe schon neben dem Tisch: „Die Anna?“

„Die alte Katothreibersfrau . . . Kommen Sie gleich mit, Herr Scheffler?“

Welche Frage! Anna läßt mich rufen . . . und da sollte ich mir's erst noch überlegen wollen? Ich mache mich sofort auf den Weg, und der Arzt rabelt neben mir. „Die Frau Maier ist verschollen!“ sagt er. „Spurlos in den Erdboden versunken. Und auch Herr Haerberlein ist verschwunden. Bei Uttersen macht ebensowenig jemand auf. Ich rief auf dem Rathaus an, da sagt man, der Stadtrat sei im Auto über Land gefahren . . . Wissen Sie was davon?“

„Eigentlich nichts“, sage ich. Das Mittagessen hat mich wiederhergestellt; wahrscheinlich kam meine Dornmohr vorhin auch nur aus dem Magen. „Rein, eigentlich weiß ich nichts, — es sei denn, daß Sie mich privat als Nachrichtenquelle anerkennen, Herr Doktor.“

„Sie haben ja kein Berufsgeheimnis!“ sagt der Arzt. „Uttersen scheint gelassen zu sein“, sage ich. „Ich glaube sogar, daß er von einem Steckbrief betroffen wird, der seit anderthalb Jahren von irgendeiner Amtsstelle in Oesterreich, in Böcklabruck, hinter ihm erlassen wurde.“

„Sehr spähig“, sagt Lehmann und tritt zu energisch aufs Pedal; das Rad schiebt vorwärts. Und nun steigt Lehmann ab und führt die Maschine neben mir her. „Und warum der Steckbrief?“

„Grundstücksschwindel um siebenhunderttausend Mark“, antworte ich lakonisch.

„Ein Parallelsfall“, sagt der Arzt. „Es gibt Spezialisten auf jedem Gebiet. Um Sie zu forrieren übrigens: mein Spezialfach ist nicht die Chirurgie, wie Sie der gnädigen Frau sagten. Ich habe mich mal in Psychotherapie festgebissen. Mich interessieren Menschen mit einem Knacks im Gehirn.“

„Dach! Ich mir.“

„Aber — das betrifft Haerberlein“, sagt der Arzt halb-laut. „Uttersen ist gesund, zu gesund sogar. Bei uns ist er ja nicht ans Ziel gekommen, — das Mädchen und die verschrobene Alte können Ihnen auf den Knien danken.“

„Ein Fußfall wäre nicht nach meinem Geschmack, Doktor.“

„Wenn auch. Ja, mich interessiert Haerberlein. Er ist Wasser auf meiner Mühle. Aber er ist harmlos, wenn man ihm die Möglichkeit nimmt, sich Rechtsanwalt zu nennen. Das wird ja nun kommen.“

„Ich denke, er ist verschwunden?“

„Er ist oft tagelang weg gewesen; das würde wenig besagen. Daß aber die Frau Maier auch verdunstet ist —, machen wir uns einen Vers drauf. Hat Steinsieder gut gearbeitet?“

„Unvergleichlich . . .“

Wir kommen zu dem Haus am Wendinger Tor; die Geranien auf den Fensterbrettern sehen kläglich aus, ihnen hat der Wolkenbruch böse mitgespielt. Aber habe ich Zeit, an die Geranien zu denken? Ein junges Mädchen öffnet die Tür, — die Haube läßt die Krankenpflegerin erkennen. Dr. Lehmann ist nicht mit heraufgekommen. „Ich habe die Anweisung, Sie mit der alten Dame allein zu lassen“, sagt die Pflegerin. „Aber ich soll Sie bitten, sie zu schonen.“

Ich habe sie, weiß Gott geschont! — denke ich bei mir. Ich habe auch gar nicht den Wunsch, sie zu tabeln. Wenn einer so weis ist, wie sie, braucht er keinen irdischen Lehrmeister mehr.

„Toni“, sagt die Alte, als ich vor ihr stehe. Sie erscheint mir noch gebrochener als vor kurzem. Und es sind doch wirklich erst ein paar Tage vergangen, seitdem. „Was ist das alles?“

„Ja, was meinst du, Anna?“ frage ich, indem ich mir einen altmodischen Wadenstich heranziehe.

Warum ist die Maria weg? Und Brigitte schreibt aus Augsburg. Sie darf nicht nach Augsburg! Das hast du getan! Immer Unruhe, wenn du da bist!“

„Liebe Anna“, antworte ich ihr unmittelbar in das gesunde Ohr hinein, „will Brigitte heiraten?“

„Ist nicht deine Sache!“ — jagt Anna. „Ist meine Sache?“

„Auch nicht deine!“

„Immer Unruhe, wo du bist!“ sagt sie. „Wißt du den Uttersen auch wieder halbtot schlagen?“

Ich gestehe offen: Jeht lache ich. Und ich habe das Lachen im Walde gelernt, wo man das Klauschen der Bäume — und das Tosen der Wasserfälle überlesen muß. Sonst wissen ja die Gefährten gar nicht, daß gelacht wird. „Halbtot oder ganz tot“, sage ich endlich. „Jeder wird behandelt, wie er es verdient. Deinen Uttersen siehst du nicht wieder, auf dieser Welt nicht.“

„Du verläumdich dich, Toni!“

„Dein Uttersen ist auf der Flucht, weil er schon einmal so einen Streich ausführte, wie er gegen dich und deine Enkelin einen führen wollte.“ Und ich verlasse, der Greisin deutlich zu machen, was in Böcklabruck passiert sein muß. Ich verlasse und verlasse, ich rede wie ein Lehrer in einer Anstalt für Schwachsinrige: Anna Toppler, meine Anna Toppler, begreift nichts. „Du bringst die Unruhe mit dir —“ sagt sie.

„Ich seufze und fange wieder von vorne an.“

„Und was hat Haerberlein getan?“ fragt sie. „Und die gute Maria?“

„Vielleicht müßte man die gute Maria halbtot schlagen“, sage ich ungeduldig; ich bin den Verkehr mit der Katothreiberswitwe nicht gewohnt — und verzeihe mich im Ton.

„Maria?“ fragt die Greisin, und die gesunde, bewegliche Hälfte ihres Gesichts wird von Entsetzen erfüllt. Und in das bewegliche Auge treten Tränen; Anna Toppler weint. Nie habe ich ein so hilfloses Weinen gesehen; es erschüttert mich. Ich bereue meine Ungebuld — ich bereue, daß ich hierher kam . . .

„Anna“, bettle ich — und ich müßte sie streicheln. Aus lauter Verlegenheit und zur Abbitte streicheln. Aber sie stößt mich zurück, und das Zittern wird stärker. Die Tränen fließen wie abgejährt; auch Tränen hat Anna, meine Anna Toppler nicht mehr.

Ich springe auf und rufe die Krankenschwester. Sie schiebt mich zur Tür hinaus, ich sehe eine gute halbe Stunde draußen auf der dunklen Diele und hole auf einer Truhe, die schon bei Annas Vater auf der Diele stand, und mache mir Borwürfe. Sie hat ja recht: ich habe wieder Unruhe gebracht . . .

Die Pflegerin kommt heraus; ihr Gesicht ist unberührt von dem Elend der Greisin; sie ist an Elend gewöhnt — und hebt nur die Schulter: „Die Dame ist eingeschlafen . . . Ich glaube, Sie können gehen.“ — Natürlich gehe ich.

Und wie ich nun die Wendinger Landstraße weitergehe, hinaus zum Tor, da ist der Lehmann auch wieder an meiner Seite. Noch immer schiebt er sein Rad. „Ich brauche nicht zu fragen“, beginnt er, „es ist wieder einmal schief ausgegangen mit Ihnen beiden!“

„Es geht immer schief aus mit uns“, nicke ich. „Wir stehen zu weit auseinander, die Alte und ich . . . Und wenn ich mir überlege, daß ich mal bis über die Ohren verliebt in das junge Geschöpf war — und daß ich sie heiraten wollte —, daß ich wochenlang wie ein Irzer durch die Welt gelaufen bin, mich um ein Haar ins Zuchthaus gebracht hätte! Ihre Wege . . . ach, Doktor, was ist der Mensch für ein Rindvieh, weil er den Verstand bekommen hat.“

„Ja“, sagt der Arzt, „wenn wir immer dreißig Jahre weiter dächten, würden wir nichts unternehmen. Aber ich habe Sie erwartet, um Ihre Meinung zu hören. Man ist, gerade in der kleinen Stadt, auf die Meinung der anderen Leute angewiesen; man ist nicht frei, wenn man leben will. Stellen Sie sich vor, Herr Scheffler, daß da ein Rechtsanwalt von großer Bedeutung ist — und ein gewichtiger Mann ist da in der Stadtverwaltung — und die ganze Stadt, die Honoratioren, laßbuden nun um diese Leute herum — und diese Leute wollen die Stadt zum Ausblühen bringen, haben große Projekte und was weiß der Himmel noch . . . und da läme ich nun — oder da wäre nun ein kleiner, junger Arzt gekommen und hätte plötzlich behauptet: das geht ja nicht! Die Alte, die Vormund über das Mädchen Brigitte ist, ist geisteschwach, ihr muß die Vormundschaft genommen werden, sie bringt ihre Enkelin um Hab und Gut — denn auch der Rechtsanwalt ist minderwertig . . . und der Stadtrat ist wahrscheinlich ein Schwindler . . . Was meinen Sie, Herr Scheffler, wäre da mit dem kleinen Landarzt geschehen? Er wäre erst einmal ausgelacht worden, dann hätte er die Praxis verloren, er hätte wieder brotlos dagestanden . . . und wahrscheinlich hätte man ihm auch noch schnell irgend etwas an den Rodschopf gehängt . . .“

„Ich weiß, Doktor“, antworte ich, „daß Sie nicht anders handeln konnten. Ihnen waren die Hände gebunden.“

(Fortsetzung folgt.)

Sragen hinter der Wand

Freundliche Antworten für humorige Leute

„Maulaffen feilhalten“

B. A. in E. — „Woher kommt die Redensart: „Maulaffen feilhalten“? Darunter kann man sich doch nur schwer etwas vorstellen.“

Die Redensart hat ihre Wurzel im Niederdeutschen: „Se hält 'i mol open“ sagte man im Platt. Im gleichen Sinne nennt man noch heute im Schwäbischen einen, der mit offenem Munde staunt, „Maulauf“. Die niederdeutsche Redensart aber ist ins Oberdeutsche gewandert, ihr eigentlicher Sinn ist allmählich vergessen worden. So ist aus „mol open“ (Maul offen) „Maulaffen“ geworden. Und die stets rege Phantasie des Volkes hat daraus ein neues Bild geformt. Der neugierige Affe, der etwas ihm bisher Unbekanntes anstarrt, ist ja kein schlechtes Sinnbild für fassungslose Verblüffung. So entsteht das Schimpfwort „Maulaffe“ und endlich der Begriff „Maulaffen feilhalten“. Dabei ist der offene Mund des staunenden Menschen gewissermaßen als Käfig gedacht, in dem diese festsitzenden Tiere der Neugier und des Erlaunens, die „Maulaffen“ feilgehalten werden.

Ritterorden

A. F. in D. — „Wann und wo sind die Ritterorden des Mittelalters gegründet worden? Und von wem ist die Gründung ausgegangen?“

Die Gründung der Ritterorden erfolgte im 12. Jahrhundert. Sie ergab sich aus den praktischen Notwendigkeiten der Kreuzzüge. Die primitive Krankenpflege, die bei den mittelalterlichen Heeren üblich war, erwies sich gegenüber den schwereren Verlusten und zahlreichen Krankheitsfällen bei den Kreuzzügen als völlig unzulänglich. So wurden Genossenschaften gegründet, deren Aufgaben die Pflege der Verwundeten und Kranken, der Schutz der zum Heiligen Grabe Pilgernden und der Kampf gegen die Ungläubigen waren. So entstehen die Johanniter, Templer (1119) und der Deutsche Orden (1190). Sie gründeten Herbergen und Hospitale, in denen Priester und dienende Brüder ihres Amtes walteten. Daneben werden auch Ritter aufgenommen, die den Schutz der Ordenshäuser zu übernehmen haben. Dieses ritterliche Element erhält allmählich das Liebergewicht. Den größten Umfang hat von den Ritterorden jener der Johanniter (genannt nach Johannes dem Täufer) erreicht; er gliederte sich in Europa in acht Nationen. Die Templer (deren erstes Hospital in Jerusalem neben der Stätte des einstigen Tempels stand) waren hauptsächlich

in Westeuropa verbreitet. Der Deutsche Orden, nach dem Tode Friedrich Barbarossas vor Nikon gegründet, gewann die größte geschichtliche Bedeutung durch seine Eroberung Preußens für die deutsche Kultur. — Wollte man einen Urheber der Idee der Ritterorden anführen, so könnte man den großen Zisterzienserabt Bernhard von Clairvaux nennen, der in seinen Kreuzzugspropaganden die Notwendigkeit der Ritterorden immer wieder betont und den Anstoß zur Gründung des Tempelordens gegeben hat. Doch ist die Idee viel älter. Die ersten Herbergen und Hospitale, von denen dann die Gründung der Ritterorden ausgegangen ist, entstanden schon Ende des 10. Jahrhunderts.

„Europamilde“

A. F. in Z. — „Rüchlich las ich in einem Artikel über amerikanische Politik das Wort „europamilde“. Ist das eine neue Wortprägung oder hat es diesen Begriff schon früher gegeben?“

Das Wort ist schon über hundert Jahre alt. Es ist entstanden in jenen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, da Hunderttausende von Auswanderern die europäischen Länder verlassen in der Hoffnung, jenseits des Ozeans eine bessere Heimat finden zu können. Eine Hoffnung freilich, die sich in den meisten Fällen als trügerisch erwies! — Soweit ich habe feststellen können, findet sich das Wort „europamilde“ zuerst bei Heine. Er schildert in den „Englischen Fragmenten“ (1823), wie er in London sich einen Ostindienfahrer anschaut, der eben aus Bengalen zurückkam: „Des dumpfen abendlichen Wesens so ziemlich überdrüssig, so recht europamilde, wie ich mich damals fühlte, war mir dieses Stück Morgenland, das sich jetzt heiter und bunt vor meinen Augen bewegte, eine erquickliche Labung.“ Das Wort findet sich weiter bei Immermann, Hoffmann von Fallersleben und Fehleke. Der Journalist Ernst A. Wilhelm hat 1838 endlich einen Roman mit dem Titel „Die Europamilden“ geschrieben. Er schildert eine Gruppe von Auswanderern, die sich auf der Brigg „Hope“ („Hoffnung“) nach der Neuen Welt einschiffen. Das Gegenbild: die Enttäuschung der Auswanderer über die wirklichen Zustände in Amerika, hat 1855 der Oesterreicher Ferdinand Kürnberger in seinem Roman „Der Amerikamilde“ gezeichnet.

Große Sehnsucht nach dem kleinen Fuß

A. L. in C. — „Kannst Du mir erklären, warum die Frauen alle kleine Füße haben wollen? Lieber leidet so ein armes Wesen Höllequalen durch zu enge Schuhe, als daß es zugibt, daß es Schuhnummer 40 hat.“

Der kleine Fuß — ja, das ist ein Erbstück aus der Zeit, da Tante Amalie jung war und die elegante Dame den „Cul

de Paris“ trug. Damals mußte die Frau um jeden Preis niedlich sein, eine Taille haben wie eine Welpen und ein Füßchen wie eine Elfe. Wir waren auf dem besten Wege, in die grauenhafte Sitte der Chinesen zu verfallen, bei denen in vornehmen Kreisen den Frauen verkrüppelt wurden. Diese „Künnenfüße“ binden der Fehen verkrüppelt wurden. Diese „Künnenfüße“ erschienen zwar dann als ganz winzig — nur gehen konnte man auf ihnen nicht. Die Frauen freilich, die ihre Schuhe um zwei Nummern zu eng kaufen, können auch nicht viel besser gehen als jene Chinesinnen. Doch, Gott sei Dank, dieser Unflug ist jetzt im Aussterben begriffen. Das sportliche Zeitalter hat auch den Frauen zum Bewußtsein gebracht, daß der Fuß keine absolute Größe hat, sondern daß ein kleiner Mensch einen kleinen Fuß, ein großer einen großen Fuß haben muß. Ein großer schmaler Fuß ist sogar ein ästhetisch schöner Anblick — auf jeden Fall viel schöner und gesünder als ein Fuß, der durch zu enge Schuhe, verkrüppelte Fehen, empfindliches Durchhaut, Sühneraugen und ähnliche Verzierungen erworfen hat!

„Süße“ Romane

M. W. in E. — „Warum bringt Ihr so gern Kriminalromane? Bitte doch mal historische süße Romane, lieber Karobu, Detektivgeschichten mag ich nicht.“

Da bist also anderer Ansicht als Präsident Roosevelt, der erklärt hat, er lese Detektivgeschichten besonders gern, weil sie zu logischem Denken erzogen. Der Präsident hat auch selbst eine Detektivgeschichte geschrieben. Aber diese Tatsache wird Deinen Geschmack nicht ändern. Es ist nun einmal so, daß die einen Kriminalromane schätzen, die anderen Liebesgeschichten vorziehen. Aber was magst Du, mein Güter, unter „historische süße Romane“ verstehen? Ich kann mir darunter nur schwer etwas vorstellen. Denn die Weltgeschichte, mein Lieber, ist gar nicht süß, sondern eine sehr ernste und mitunter bittere Sache. Darüber belehrt ja jedes das Stück Weltgeschichte, das mit seiner eigenen Lebenszeit zusammenfällt. Aber ich denke mir, daß Du Liebesgeschichten meinst, die in einem historischen Rahmen gestellt sind. Die können gewiß manchmal sehr nett sein. Wir haben auch solche Romane schon gebracht und werden auch wieder einmal einen Roman dieser Art bringen. Bis dahin gebude Dich und versuche Deine Meinung über die Kriminalgeschichten zu verbessern. Denn was ist schon groß für ein Unterschied zwischen einem Liebesroman und einem Kriminalroman? Im Liebesroman kriegen sie sich und im Kriminalroman kriegen sie ihn — das ist alles.

Karobu.

Hauptverleger: Georg Winkel

Verantwortlich für Inhalt und Bild: Georg Winkel in Dresden, Verantwortlicher Ausgabeleiter: Theodor Winkel in Dresden, Druck und Verlag: Germania Buchverlag Dresden, Poststraße 17, D. A. VIII, 98: über 4900. — 3. St. ist Preisliste Nr. 4 gültig.